



Reinhold Engberding

VEST oder Der Himmel ist meine Hose



VEST oder Der Himmel ist meine Hose

Reinhold Engberding

VEST oder Der Himmel ist meine Hose

Textem Verlag

7

Holger B. Nidden-Grien  
Zum Geleit

11

Momčilo Nastasijević  
Aufzeichnung über die Mitgaben  
meiner Verwandten Marija

37

Betty Kolodzy  
Mummenschanz

47

Marie T. Martin  
Textile Genealogie

57

Peter Waterhouse  
Gemeinschaft der Sterne

61

Impressum

## Zum Geleit

Was sollte mit nah am Körper getragenen Kleidungsstücken geschehen, wenn der Verschleiß zu deutlich wird oder die Träger gestorben sind?

Seit 2006 denkt Engberding über diese Frage nach und arbeitet seither mit diesem Material. Waren es anfangs ausschließlich Jacketts und Hosen, sind es heute auch noch sehr viel näher am Leib getragene Textilien. Er nimmt sie auseinander, kombiniert sie mit Unerwartetem oder setzt sie neu zusammen, füllt und vernäht oder vernadelt sie zu eigenartigen kleinen Wesen. Es entstehen große Installationen und kleine Skulpturen.

Als Textilarbeiter kann sich Engberding auf hochprofessionelle Vorfahren beziehen, einen Großvater und eine Großtante, jeweils mit Meistertitel, eigener Werkstatt und Angestellten. Dies ist aber ein biographisches Detail von unsicherer Relevanz.

Engberding schätzt den handwerklichen Umgang mit dem eigenartig belebten Material und liebt es, das benutzte Tuch auch gegen den Strich neu zu formen.

Das titelgebende Wort Vest hat Engberding aus dem Englischen, es bedeutet Leibchen. Heute kaum noch gebräuchlich, kennzeichnet dieses Wort ein nah am Oberkörper getragenes Kleidungsstück. Löst man es von dieser Bedeutung und liest man es grammatisch, entsteht ein »kleiner Leib«. Und damit wären wir sehr nah bei dem, zu was der Künstler das Material formt.

Und der Untertitel bedeutet was? Zu vermuten ist ein Zufallsfund.

Als Ergänzung zu seiner Ausstellung in der Freien Akademie der Künste in Hamburg erscheint nun dieses Bilderbuch mit Texten. Die Bilder zeigen Engberdings Arbeiten der vergangenen Jahre. Dieses Buch besteht zur anderen Hälfte aus literarischen Texten; Texten, die im weitesten Sinne etwas mit seiner Arbeit zu tun haben, in denen es um das Besondere von getragener Kleidung geht, um eine/n Schneider/in o. Ä., um das Zerstören von Kleidung, über einen möglichen Kleiderfetisch. Texte, die im glücklichsten Fall seine bildnerischen Arbeiten erweitern.

Die Bremer Autorin Betty Kolodzy hat *Mummenschanz* geschrieben, nachdem sie Engberdings Arbeiten in der Akademie gesehen hat. Es ist somit der einzige Text in diesem Buch, der hier zum ersten Mal erscheint. *Aufzeichnung über die Mitgaben meiner Verwandten Marija* ist ein historischer Text; er stammt von Momčilo Nastasijević, einem serbischen Autor, dessen Texte der Slavist Robert Hodel übersetzt hat. *Textile Genealogie* ist ein Text der Kölner Autorin Marie T. Martin, 2015 zuerst erschienen. Aus dem Skizzenbuch von Anneliese Gertz, einer Tante von Reinhold Engberding, die in den letzten Kriegsjahren eine Schneiderlehre gemacht hat, werden Ausschnitte in Martins Text eingebaut. Und schließlich kann hier das Gedicht von Peter Waterhouse *Gemeinschaft der Sterne* aus dem Jahr 1986 abgedruckt werden.

HOLGER B. NIDDEN-GRIEN

MOMČILO NASTASIJEVIĆ

Aufzeichnung über die Mitgaben  
meiner Verwandten Marija<sup>1</sup>

Nach dem, was mir, unergründbar, geschah, will ich wahrhaftig und soweit es Worte erfassen können, alles aufzeichnen, wie es war. Ich tue dies weder, um mich auszuzeichnen (hier unten verbleibt mir nun mehr wenig Zeit), noch um ein Andenken an mich zu hinterlassen, sondern um meine Seele zu erleichtern. Damit sie nicht mit dem Geheimnis belastet aufricht, welches ich, da ich sonst niemanden habe, hier stumm dem Papier anvertraue. Furcht erfasst mich, ob ich dazu fähig sei, und so ist in mir ein Gebet, dass mir die Kraft dazu verliehen werde.

Der Keim meines Leidens spross, noch bevor ich im Mutterleib war. Verlässlich weiß ich es nicht, doch es könnte so gewesen sein: Soweit ich mich zurück erinnere, war in mir immer die wehmütige Gewissheit, dass es irgendwo Marija, diese meine Verwandte, gibt. Unsere Mütter entstammten demselben Schoß, zerstritten sich aber für immer, als die Zeit des Heiratens kam: Sie hatten sich in denselben Burschen verguckt, doch er entschied sich für die Jüngere und Stattlichere. Meine zukünftige Mutter, nur um das Glück der Schwester nicht mitansehen zu müssen, heiratete den Erstbesten aus der

1) Vorlage der Übersetzung ist die Ausgabe von Novica Petković: *Gesammelte Werke* [Sabrana dela Momčila Nastasijevića], Band III, 7–27 (Gornji Milanovac 1991). Der Begriff »darovi« des Originaltitels »Zapis o darovima moje rođake Marije« bedeutet sowohl »Gaben« als auch »Mitgift«.



Fremde, der um sie anhielt. Und zeit ihres Lebens drang nur zweimal eine Nachricht von dieser Muhme zu uns: Als sie ein weibliches Kind gebar (was meine Mutter veranlasste, böse Wünsche über das Neugeborene auszustoßen, die sie später oft wiederholte), und als diese durch einen bösen Zufall auf dem Eis stürzte und sich das Rückgrat brach, worauf sie verschied. Bei dieser Nachricht erbleichte meine Mutter, doch murmelte sie nur: »Hab ich es doch gesagt!« Was dies für sie bedeutete, ob Reue oder Schadenfreude, ist mir unzugänglich geblieben, denn sie erwähnte die Verstorbene niemals mehr. Jedoch zündete sie auf unserem Friedhof zu den Feiertagen und zu Allerseelen immer eine zusätzliche Kerze an. Einmal fasste ich den Mut sie zu fragen: »Für wen denn?« – »Für fremde Tote, Kind!«, sagte meine Mutter zerstreut, ohne mir in die Augen zu sehen.

Als mir dies hier widerfuhr, war auch für ihre Seele längst schon eine Kerze angezündet.

#### Wie ich auf die Nachricht von Marijas Tod dorthin eile und was ich antreffe

Ich hatte mich zu dieser Zeit leidenschaftlich verliebt und bereitete mich vor, um eine sanftäugige und schalkhaft lächelnde Dunkelhaarige anzuhalten. Sie kennen die Weichseln, wenn sie heranreifen, – so eine war sie. Auch sie ist nicht mehr, sodass es mich traurig stimmt, mehr als nötig zu erzählen. Möge man von ihr nur eines wissen: Ihr Füßchen war so zierlich, dass sich mir bei seinem Anblick die Freude stets in Unruhe verkehrte. Und ausgerechnet am Vorabend jenes Tages, für den wir den Verlobungsring und das Gelöbnis angesetzt hatten, erreichte mich die Nachricht aus jenem Ort, der

keine fünf Fußstunden von hier entfernt liegt: »Deine Verwandte Marija«, hieß es da, »die hagestolze und bis auf ein altes Mütterchen alleinige Bewohnerin des Hauses ist gestorben, und sie hat Truhen von Mitgaben hinterlassen. Du aber«, hieß es, »gib acht und begehre nicht das herrenlose Gut, denn sie hat es keinem vermacht, da sie weder wie andere lebte noch starb. Und noch einmal«, hieß es, »übe Vernunft, Junge!«

Warum ich in diesem Moment entgegen aller Empfehlungen vorzugehen entschied, kann ich bis zum heutigen Tag nicht erklären. Ohne Vernunft walten zu lassen und es der Verlobten mitzuteilen, machte ich mich eilig und heimlich bereit und lief dorthin. Damit begann sich der rätselhafte Knoten meines Leidens zu schnüren.

Ich kam an: Das Haus am äußersten Rand, aus Lehmerde und so verfallen, dass an den wunden Stellen die schmutzige Erde zum Vorschein trat. Da waren auch ein paar mit Flechten bedeckte, vor Fruchtlosigkeit verbrannte Zwetschgenbäume, eine borstige Schneebeere neben dem Zaun und eine kahle Rebe, die sich abgezehrt um die Türe wand. Ein Reisender, der hier vorbeikommt, wendet seinen Kopf und wird schneller, doch ich trete ein: Das Tor quietscht, als ob es anschlüge; auf einem Schemel strickt ein altes Mütterchen einen Rockstrumpf, neben ihr ein großköpfiger Kater, auch er beschäftigt, spinnt. Die Greisin fragt, als ob sie in eine schadhafte Pfeife bliese, was ich suchte, hält die strickenden Finger an; und der Kater, auch er, faucht. Ich sehe, man wird meiner nicht froh, aber wen kümmert's, ich stelle mich vor. Die Greisin fährt zurück und misst mich, ob sie nicht doch eine Unstimmigkeit zwischen mir und meinen Worten finde. Als sie überzeugt ist (ich weiß nicht wodurch), dass ich tatsächlich der Besagte bin, schleicht sie sich mit dem Kater ins Haus, während ich mich auf ihren Schemel setze.

Die Tür ist offen, aus ihr schlägt der Geruch von Abgestandenem. Was ist in mich gefahren, dass ich mich ohne Not mit dieser Trübsal abgebe? Bin ich wirklich gekommen, um nach dem Erbrecht Hand auf dieses Elend zu legen? Und wenn nicht dafür, wozu dann? Ich frage mich wieder und wieder, doch es gibt keine Antwort, und es steht mir auch nicht der Sinn, nach ihr zu suchen. Indessen, sieh an, die Greisin wieder da, bewirbt mich mit einem Schälchen Kaffee. Gut. Sei's, wie es ist. Ich nippe, sie aber grollt über meinem Kopf: »Geschieht mir recht, aus Torheit habe ich das herrenlose Gut im Haus belassen, sodass nun fremde Hände in dem Ihren herumwühlen und mir die Entschlafene von drüben zürnt! Ey, greiser Kopf«, sagt sie, »man hätte dich zertrümmern und auf den Abfall werfen müssen!«

»Du sprichst unrecht, Großmütterchen! Ich bin kein Mädchen, dass ich ihrer Mitgaben bedarf, und auch kein Räuber, um sie dir zu entreißen, ich bin einfach so gekommen. Und dass du's weißt, selbst wenn ich in Not wäre und jene mit Gold bestickt und mit Perlen verziert, ich täte mich schwer, sie auch nur anzurühren!«

»Du hast eine sanfte Seele, Kind, das sehe ich, doch tust du nicht recht, dich hier einzumischen. Besser, du gehst in Frieden nach Hause!«

Ich rückte nicht von der Stelle, und sie, nur um mich aus den Augen zu haben und mit etwas beschäftigt zu sein, setzte den ganzen Nachmittag dem Hahn des Nachbarn nach, um den ihren zu beschützen, irgendeinen gesprenkelten Hasenfuß. Mit dem Sonnenuntergang indessen liefen die Hähne von allein auseinander, zu ihren Ställen, und die Greisin – hin und her – dann wieder zu mir: »Schau«, sagt sie, »schon ist es Zeit für Abendbrot und Nachtruh, und du rührst dich nicht vom Fleck! Was bist du bloß für einer, Söhnchen?« Ich zucke die

Achseln. Da sie nirgendwo mehr hin kann, geht sie ins Haus, facht das Feuer an und kocht mir Grütze.

Außer dem Widerschein des Herdfeuers ist kein Licht im Haus: mir wird wohligh zumute und ich schleiche hinein. Überträgt sich das Spiel der Flammen oder ist dort im Zimmer von sich aus ein Funkeln und Rücken, oder verrät der schräg gesprungene Spiegel ein eigenes Strahlen? Mich kenne ich gut: Jenseits des Greifbaren habe ich nie verspürt, dass mir etwas mitgeteilt würde, doch jetzt, schau, ist mein Sinn von einem bisher unvernommenen Geschehen aufgewühlt. Vor Zeiten saß ich eine ganze Nacht auf dem Dachboden einer Schenke um die Wette, dass mir ein Osmane in Ketten erschiene, doch nichts. Hier aber ist es anders, hier trägt sich tatsächlich Unergründliches zu. Dem Anschein nach liegen die Dinge still, doch in ihnen selbst wirkt etwas, hat sich mit ihnen verbunden hat, um solange wie auch sie zu wahren.

Mich plagt der Hunger; doch obwohl mich nicht ekelt (der Greisin und dem Kater nach schmeckt das Essen), bekommt es meinem Herzen vom ersten Bissen an nicht, als ob der Haferbrei mit Balsam oder Ähnlichem eingebrannt wäre. Ich schiebe das Essen von mir. Der Alten ist es nicht recht und sie grämelt.

»Ich kann nicht, aus irgendeinem Kummer bekommt es mir nicht. Aber ich bin ohnehin nicht für dein Nachtessen gekommen, sondern dass du mir von Marija erzählst, wie sie lebte, wie sie starb; und dass du mir reihum die Truhen öffnest und ihre Mitgaben ausbreitest; daraus will ich auf die Verstorbene schließen. Und selbst wenn ich nach menschlichem Ermessen ein Recht darauf habe, schau, ich schwöre dir bei meiner Jugend, dass ich von dem Ihrigen keinen einzigen Faden um den Finger winden werde!«

»Ei je, wie falsch du bist! Keinen Faden willst du, doch hierher, um in ihren Truhen herumzuwühlen! Und fragst nicht einmal, ob dies erlaubt ist, da sie diese doch eigenhändig verschlossen hat, als sie den Tod nahen spürte!«

Ich entbrannte vor Wut. Ich hatte mich bis dahin als Sanftmütigen gekannt. Jetzt plötzlich war ich zu Gewalt bereit, stieß die Greisin beiseite und stürmte ins Zimmer. Dort wurde es dicht vor Truhen, es war dunkel und eng, in der Ecke kaum Platz für ein weiß bezogenes Bett. Auch ein Öllicht war entfacht. Und gegenüber hing ein Spiegel, der quer nach unten gesprungen war, sodass er das ganze Zimmer in sich aufnahm und es irgendwie brach. Dem Anschein nach regte sich nichts, doch wurde ich, gleich wie ein Halm im Wind, hin und her gebeugt; und wie ich mich im Spiegel erblickte, erkannte ich mich nicht wieder. Bleifarben kreiste es mir vor den Augen, ich sank in eine unmerkliche Trunkenheit. Und torkelnd fiel ich aufs Bett.

Die Hand der Greisin ließ sich harsch auf meine Stirn nieder.

»Da hast du's, du erkrankst noch ob deinem harten Kopf!«

»Sorge dich nicht, Mütterchen! Schau, das Kissen riecht nach ihrem Haar! Sag mir, trug es Marija lang?«

»So lang, dass ihre Hand mit dem Kamm nicht zum Ende reichte!«

»Und ihre Gestalt, ihr Anblick?«

»So, dass man ihrer in Worten nicht gedenkt, und für immer von ihr träumt, wer sie auch nur einmal gesehen!«

»Und warum fand sie keinen Burschen und blieb als Jungfer auf Schönheit und Mitgaben sitzen?«

Sie quälte sich mit der Antwort. Die Arme rang mit sich und dreimal redete sie sich heraus und setzte wieder an, bereit sich auszusprechen. Schließlich konnte sie sich überwinden.

»Ich kann nicht mehr«, sagte sie, »mir scheint, dass es mir aus den Augen weint, sich mir von den Fingern reibt, als Geruch aus mir herausschlägt. Höre denn der Reihe nach:

Die Erzählung der Greisin,  
wie Marija lebte und starb«

Aus der Mutter ergriff ich sie, auf meinem Arm wuchs sie auf, und ich gewann sie lieber als meine Eigenen. Die leiblichen Töchter zerstreuten sich mir als Dienstmägde, denn sie war mir teurer; als ob ich sie unter dem Gürtel getragen und in Qualen hervorgebracht. Über ihre Mutter aber, werde sie dort drüben selig, habe ich nichts Gutes zu berichten! Kaum wurde sie ihres Gatten ledig (er zersprang wie Glas vor lauter Essen), begann die Frau herumzustrolchen, mal war sie zum Übernachten zuhause, mal nicht. Einmal versuchte sie einen Geliebten herzubringen, einen schlangenköpfigen Burschen, ich aber stellte mich in die Tür: »Ich lasse nicht zu«, sagte ich, »dass euer Unrat auf das Kind übergreift! Geht weg, streunt da herum, wo ihr herkommt!« Und sie gingen beschämt fort. Dann suchte es auch sie heim: auf dem Glatteis brach sie entzwei. Die einen beteuerten, von allein, die andern, mitnichten, vielmehr sei sie an seiner Seite gegangen, und im Streit hätte er ihr ein Bein gestellt und sei dann weggerannt. Selbst das Gericht konnte es nicht entwirren. Auch mich riefen sie auf, und ich stemmte die Arme in die Seiten und sprach so: »Ehrwürdiger Richter, dass du's ein für allemal weißt: im Haus und vor der Reinheit des Kindes wurde kein Unflat verübt! Und wer was außerhalb von Dach und Zaun getrieben, weiß ich nicht und kümmert mich nicht!«

So trug es sich zu und ging vorüber. Das Kind blieb bei mir, und mehr als die leibliche Mutter war ich bestrebt, es in Zärtlichkeit aufzuziehen. Fremde Waschtröge wissen, wie sehr ich mich quälte, doch zahlten sich die Mühen aus. (Merke dir von meiner Warte aus: Ertrage, wenn du nur jemanden hast, jede Qual, sie wird sich dir in Liebreiz verwandeln.) So auch bei mir. Das Mädchen wuchs heran und gewann in Windeseile an Statur, allen kam es zu Ohren, und man begann durch unsere Gasse zu ziehen. Das ist wie bei einer Blume: solange sie knospet, sieht und kennt sie kaum einer, doch entfaltet sie über Nacht ihre Schönheit, stürmen alle herbei und jede Hand möchte sie pflücken.

Unser Garten blühte in voller Pracht: Unzählige Pfingstrosen waren entflammt und die Nelken entfachten ihren Duft, und auch sie gab sich immerzu mit ihnen ab, dass du denkst, es verbinde sie irgendeine Freundschaft, und die schönste unter ihnen sei sie. Und durch die Gasse schleicht unverheiratetes Mannsvolk, Söhne bester Väter, im Sonntagsstaat und voller Wohlgeruch, und sie zaudern, ob sie vielleicht nicht doch ein Gespräch mit ihr anbändeln sollten. Sie aber, ob nun aus Scham oder Stolz, wendet nicht einmal den Kopf, geschweige, dass sie ein Grüß Gott erwiderte, als ob sie von herrschaftlichem Geschlecht und diese die Letzten unter den Letzten. Manchmal kommt es sie an, sich rank zu recken, und sie schaut zu ihnen hin, dass die armselige Mannsperson sich verhaspelt, die Fassung verliert, nicht weiß, wo ihr die Füße stehen.

Es kam vor, dass ich sie auf einen Spaziergang führte: Wir gehen durch die Gasse. Ich, ein Häufchen Elend, und sie, so eine an meiner Seite. Wohin wir auch kommen, es wird wie ein Fest. Was Beine hat, strömt zum Tor, oder wenn man sich draußen auf der Straße einfindet, macht man uns den Weg

frei, wartet, bis wir vorbeigehen. Wir sind Bekannte, doch weder sie noch ich besinnen uns zu grüßen. Und ob du's glaubst oder nicht, selbst alte Männer, ihre Enkel waren schon den Kindsschuhen entwachsen, wurden verlegen, wenn sie das Mädchen erblickten. Und wer noch grün war, plusterte sich auf wie ein Auerhahn, und wo auch immer er sich befand, hielt er inne. Ich konnte mich weder freuen noch das Bangen von meinem Herzen vertreiben, und im Innersten flehte ich ohne Unterlass: Gott gib, dass dies ein gutes Ende nimmt!

Wir hatten nie einen Spiegel im Haus. Bis sie eines Tages sagte: »Besorg mir einen Spiegel«. Ich versuchte es in einen Scherz zu verkehren: »Weiche Unheil«, sagte ich, »das fehlte dir gerade noch, dass du herumstolzierst wie jene dort. Damit du's weißt, es ist trügerisch, zum Übel beguckt sich ein Mädchen selbst, ein Ungeheuer wird so ausgebrütet.« Als das Frauenzimmer in Tränen ausbrach, und in schändliche Worte, besorgte ich ihr schließlich diesen da an der Wand. Und mit ihm trug ich auch das Unheil ins Haus. Als sie im Spiegel sah, was für eine sie war, wollte sie nicht mehr von ihrem Antlitz lassen. Und das Mädchen hob den Kopf, dass ich selbst mich scheute, an sie heranzutreten.

Durch die Stadt indessen – Schimpf und Schande: Das Mannsvolk verstört, weiß nicht, was es tut. Der Sohn bricht das Schubfach des Vaters auf, der Geselle bestiehlt den Meister, der Handelsgenoss den Handelsgenossen, und Zecherei und Narretei, und in unserer Gasse Bruch und Zerstörung. Und wer von hier, trifft auf die hierher, und sie geraten in Streit, und Freunde schlagen sich bis aufs Blut. Wer jung ist und verheiratet, gerät erst recht ins Toben und schlägt die Gattin blau. In einem Teppich trägt man sie zu den Verwandten, damit die Arme dort geneset. Ein paar Wüteriche setzen sich auf einen Wagen, stecken den Ochsen Brote auf die Hörner,

schmücken sich mit Rosmarin, führen Musikanten mit, und das ganze Ungeheuer hält vor unserem Tor, erhebt Radau: »Alte, geleit uns das Mädchen heraus, damit wir Hochzeit halten, damit wir tollent!« Dann setzt ein Jauchzen und Krachen ein. Vor Schande binde ich mir einen Schal um den Kopf, aber sie, die Unglückselige, sie erstickt fast vor Lachen.

Manch einer ist getäuscht, und da hält er, zu Stein erstarrt, um die Hand des Mädchens an. Erst lässt ihn mein Kleines vor dem Tor hoffen und harren. Dann endlich lässt sie ihn herein, so wie ein Lehrer seine Schülerlein, hört ihn an und stößt ihn mit irgendeiner Boshaftigkeit vor den Kopf, dass er kaum das Tor findet und wie begossen wegrennt. Dies hechelt man später durch und man reimt noch hinzu, böse Zungen vertragen es und die Schmach schwelt und schreitet. Und die Liebesbedürftigen wenden sich mehr und mehr ab, eher schon würden sie sich mit einer Schande bedecken, als zu uns als Freier zu kommen.

Am Ende aber zahlte die Unglückselige bitterlich: Da war ein Nachbarjunge, anmutig und schüchtern, dass nun sein Vater, ein wichtiger Mann, den Sonntagsstaat anzog: Es ist so und so, sprach er, und seine Stimme zitterte. »Er ist mein Einziger und mir teurer als das Augenlicht, auch mein Haus kennst du und seine Rechtschaffenheit und Fülle, und auch für das Mädchen wird es keine beschämende Brautfahrt sein. Ich aber bin verpflichtet, Vater bin ich, möge das bisherige Unheil allen zur Freude gereichen. Und dass du's weißt, ich tu mich schwer so vorzugehen!« Ich weiß weder, wie ich schweigen, noch was ich dem Mann antworten soll, als, auweh, siehe, sie da, als hätte sie der Leibhaftige angestiftet. Sie schaut ihn irgendwie von oben und von der Seite an, mit Lippen, als ob sie lächelte, jedoch mit strengem Blick, dass der Mann erschrickt und er sich kaum zu fragen aufrafft: »Marija,

willst du meine Schwiegertochter werden?« Die Unglückselige windet den Hals empor und lacht auf, o Gott, wie zuckersüß. Er bleibt eine Weile stehen, als ob er den eigenen Ohren nicht traute, dann erst dreht er sich um und geht, und er wankt vor Gram, ein solches Mannsbild.

Am nächsten Tag hörten wir: der Junge ist verschwunden. Vergeblich hüteten ihn die Eltern, verschlossen die Türen und stellten den Diener vors Tor, er stahl sich irgendwie ins Freie, nun suchten sie ihn. Am Abend fanden ihn die Fischer: er hatte sich unten am Fluss an einer krummen Weide erhängt. Drei Tage graute mir, das Mädchen zu sehen und anzusprechen. Und sie, wie ein kranker Vogel, hier, schmiegte sie sich an und hüllte sich in Schweigen, ohne Brot, ohne Schlaf. Ich konnte ihr weder helfen noch ertrug ich ihren Anblick, und innerlich quälte ich mich: Gibt es nach all dem, einen Weg ins Reine zu kommen? Irgendwann in der dritten Nacht schließlich stand sie auf, vergoss Tränen über mir: »Ich will dich etwas fragen«, sagte sie, »aber antworte mir aus dem Innersten der Seele heraus, und nicht, wie es mir lieb ist!« Ihre Stimme klang dumpf, dass ich erschrak und ihr allerlei vorlog. Doch sie: »Das hilft nichts«, sagte sie, »sondern sprich aus dem Innersten der Seele, wer trägt am Unglück Schuld, ich oder er, oder beide zugleich?« Als ob mich jemand gelehrt hätte, sage ich: »Lass davon ab, Mädchen! Du hast seinen Tod nicht gewollt, noch dachte der Arme, auf ihn zu stoßen, als er sich dir zuwandte. Und das Wissen, wer Schuld trägt, ist älter als wir, Mädchen, und vergeblich verlangen wir danach. An uns ist, in Geduld auf Besserung zu hoffen, dass sie von drüben aufkeimt! Dir bleibt nichts anderes übrig, als dich auf irgendeine Weise zu beruhigen!«

Und dem Anschein nach beruhigt sie sich, doch ist sie wie ein frisch gepflückter Apfel, reif und duftend, doch nun

abgelesen, sodass er vor Schönheit anrührt, da aus ihm eine duftende Seele schlägt. Vorbei sind die Narreteien, auch wage ich nicht mehr sie auszuführen, denn alle sind zerknirscht und tragen es ihr nach.

Die größte Sorge aber gilt dem Brot, sodass ich ständig in Diensten und hinter fremden Trögen stehe. Ich arbeite, doch nur sie ist mir im Sinn, und ich weiß, wie ich sie morgens verlasse, finde ich sie abends wieder, und Gram grämt mich und schändliche Worte keimen in meinen Gedanken auf: »Gäb's nur eine solche Schönheit nicht«, sage ich, »wenn sie zu solchem Leid führt! Wieviele Hässliche es doch gibt, dass man auf sie spuckt, und es ihnen so leichter zu leben fällt! Sie aber, die jeder beneidet, der sie sieht, durch ihr Herz ist in diesen Wochen mehr Bitterkeit geflossen als durch jene in zehn Leben!« Wirr rede ich in der Weise dahin, dann plötzlich packt mich die Angst, Gott zu lästern, und mit einem Gebet versuche ich zu glätten: Verzeih mir, Gott, und erbarme dich des schwachen Mädchens, möge es sich wieder finden!

Und dass du siehst, wie die Sache ins Reine gekommen: Am Vorabend des Johannisfestes kehrte ich heim, und mir bangte, denn als ich fortging, schaute sie mich mit übergroßen Augen an. Da trifft, siehe, ein Strahl seitwärts dort aufs Fenster und es leuchtet weithin auf. Gott, was ist da drin? Lang ist mir der Weg ins Haus, ich spähe schon hinein, und da gibt es fürwahr etwas zu sehen: Als ob von sich umstrahlt, sitzt sie da, und, darf ich es glauben, sie stickt. Und bei jedem Stich verrückt ihr Mund zu einem Wispern und Lächeln, und ihr Kopf wiegt sich in einer Freude, dass ich fürchte, es sei ein Traum und er würde verfliegen, und ich halte den Atem an, dass er länger währt.

Ich gehe hinein: Fröhlich ist mir zumute, und traurig, wie in der Morgenmesse, wenn mir das Bild der Gottesmutter ent-

gegenleuchtet und ich zu ihrer Verneigung hintrete. Und mit lieblicher Stimme sagt sie mir: »Hab keine Angst, in mir ist etwas Himmlisches erblaut und Licht ist mir zu leben. Schau, drei Blättchen hab ich grün gestickt und eine blaue Blume, dass sich die Ankunft erfüllt!«

Ich erstarre, ich denke, das Mädchen sei heilig geworden oder verrückt, und die ganze Nacht zittere ich an ihrer Seite. Sie stickt in einem Fort und spricht gottesfürchtige Worte, dass ich mich vor Trauer und Freude aufzehre, doch ist in mir kein Begriff, was diese besagen.

Die Greisin erhebt sich. Sie sucht etwas im Dunkeln. Da kommt sie wieder, trägt Pantoffeln in der Hand. Wie ich diese erblicke, schwör ich mir, sie zu entwenden. »Schau«, sagt sie, »so klein war ihr Füßchen. Vom ersten Gestick bildete sie ein zweites nach und schnitt dann die Pantoffeln zu, damit ich sie«, sagte sie, »anziehe, wenn sich die Ankunft erfüllt!«

Versunken in das Gestick schien sich die Greisin zu verlieren. Sachte senkte ich die Hand auf die Pantoffeln. Da schrak sie auf, stürzte fort, um sie irgendwo in der Küche zu verstecken. Ich spitzte die Ohren, folgte ihr gespannt, und erkannte, wo sie sie verbarg. Die Alte kam zurück.

Ich habe Wahnsinnige gesehen: sie sind düster, Finsternis und Moder schlägt aus ihrem Blick; doch ist mein Kleines, als sei es dem Jenseits zugewandt. Ich sitze ihr gegenüber (und damit du's weißt, seit sie sich dem Sticken und Lächeln verschrieb, kehrte sie nicht mehr davon zurück) und ich vergesse mich, und immer stärker wird der Wunsch, sie zu betrachten. Und mir scheint, ist da nun ein Licht oder nicht, als ob ständig von irgendwo ein Strahl auf sie fiele, oder sie aus sich selbst heraus leuchtete, sodass ich mich an ihrer Seite, Gott vergebe mir, von Kirche und Heiligtümern abkehre.

Hier und da war sie unruhig wie das Wasser: Ein Vogel fliegt auf einen Zweig, sie zuckt auf, horcht. Ich sage ihr: »Es kam nur ein Vöglein geflogen!« Sie, in irgendeinem Wissen, schüttelt den Kopf, und als ob von jemandem ermahnt, macht sie sich wieder ans Werk.

Und, mein Gott, was bringt ihre Nadel alles hervor: Blumen, die sich auffalten, deren Äuglein flackern, als ob ihnen Sterne zur Vorlage gedient, wenn sie frohgemut am klaren Himmel stehen; oder ein langhalsiger Vogel, der an einer goldenen Traube pickt; oder eine Blüte, wie eine Pfingstrose, nur kräftiger, als ob ihre Blättchen Feuerflammen wären.

Es kam vor, dass die Veilchen duftend blühten, als sie diese zu sticken begann, und es herbstete, die Bäume kahl, als sie sie beendete. Und wie wunderbar, Herbstgeruch schlug ins Zimmer, für sie aber dufteten diese noch immer. Und sie riet mir: »Tränke sie schön«, sagte sie, »ich weiß, sie haben Durst!« Ich ging hinaus, was blieb mir anderes übrig, verweilte etwas im Hof, als ob ich gösse.

So vergingen die Jahre, und nach den Truhen, die ich für ihr Stickwerk besorgte, rechne ich irgendwie zusammen, acht sind ihrer vergangen und ins neunte gehen wir, einsam, dass nicht einmal eine fremde Katze unsern Hof betritt.

Damit ihr an Ware nicht mangelt, nehme ich jede Arbeit an: Heute bin ich bei einem Toten, um ihn zu waschen und zum Begräbnis zurecht zu machen; morgen bei einer Wöchnerin. Oder ein Hochzeitsessen wird zubereitet oder ein Leichenschmaus, auch da lege ich Hand an. Oder es erkrankt jemand schwer und er muss nachts gehütet werden, auch da werde ich gerufen. Man achtet mich und hilft mir, Marija aber würde niemand auch nur erwähnen. Und lasse ich etwas von ihr verlauten, stellt man sich taub und lenkt vom Gespräch ab. Wie nun um die Fastenzeit der Südwind zu blasen begann,

geht eine Gluthitze um, und sie wählt nicht, ob alt oder jung, sondern mäht um, wen sie ergreift. Den ganzen Tag künden die Glocken, wehklagen, die Trauer ist groß. Ich suche, um zu helfen, die betroffenen Häuser auf, doch überall scheuen sie sich vor mir, und wie abgesprochen, weisen sie mich ab und sagen: »Geh mit dem lieben Gott!« Bis ich auf eine betrunkene Irre stoße, und die Frau kreischt: »Wie wagst du es«, sagt sie, »durch die Häuser und Gassen zu lungern! Eine Hexe nährst du mit unserem Brot, und uns wird jetzt so heimgezahlt! Pfui!« Und spuckt mich an. »Wären Ehre und Ordnung«, sagt sie, »müsste diese Hündin mit Teer eingeschmiert und vor aller Augen verbrannt werden! Eine solche Jugend hinzuraffen! Solche Kindchen zu erwürgen! Pfui, unflätige Hündin!«

Schrecken kommt mich an und ich frage mich: »Gott, ist etwas Wahres an den Worten dieser Irren?« Doch nichts sagt mir, dass dem so wäre, und ich beginne das Mädchen in Schutz zu nehmen: »Zügle dich, Weib«, sage ich, »vor Trunkenheit löst sich deine Zunge ins Böse, dass du so über sie zischst! Und dass du's weißt, sie ist mir heilig im Haus, und womit du sie verleumdest, tropft dir aus ertränkter Seele von der Zunge.« Doch da kommen Andere hinzu, mischen sich ein und schreien: »Scher dich weg, du unflätiges Weib, keinen Deut bist du besser, wenn du eine solche in Schutz nimmst!« Und wäre ich nicht losgerannt, sie hätten mich vor Wut in Stücke zerrissen.

Ich renne, doch sie, die Ottern, sind mir fortwährend vor den Augen, und laut rufe ich ihnen zu: »Ihr Lumphudel, außer einem unversehrten Kleid ist an euch alles faul und zerschlossen, behaglich seid ihr da dem Siechtum! Von eurem Zischen wird Marija nicht einmal der Kopf wehtun; und tropfte auf sie Schlangengift von euren Zungen, es würde sich in Salböl verwandeln. Und mit eurer Scheelsucht, denn eure Töchter sind

Pilze auf Pilzen, werdet ihr euch selbst ausrotten! Und sollte ich von nun an ein Stück Brot aus euren Händen empfangen, möge es sich mir augenblicklich in Stein verwandeln. Amen, und Amen, und Amen!»

Zuhause sehe ich das Mädchen scharf an, ob ich nicht wenigstens ein Stäubchen an ihr entdecke, doch wie ich sie rein wie eine Ikone sehe, weine ich über das Unrecht bitterlich.

»Warum weinst du, Mütterchen? Wenn etwa der Übeltäter wegen, hab keine Angst: überall sehe ich Schlangen, die sich uns rankend ums Tor flechten und sinnend, Schutz zu gewähren. Und huldig lasse ich sie herein, sollen sie nur, wenn darin der ganze Liebreiz ihres Lebens ist. Insgeheim aber wisse, ein Strahl wird von der Ankunft kündigen, die Schlangen sich entflechten und sich in die Dunkelheit entwinden!«

»Mädchen, in der Stadt heißen dich Irre und Betrunkene eine Hexe, für mich aber bist du heilkräftig wie Weihwasser. Wenn es in deiner Macht steht, sag, damit ich dich zu verteidigen weiß, was ist das in dir? Welche Macht? Wen erschaust du da von weitem, wenn du emsig stickst? Und ist es zum Segen oder zu weiterem Leiden, Liebste?«

Ich beging eine Torheit, denn sie war nicht willens sich auszusprechen, die Arme rang mit sich, dass Schweißperlen aus ihr schossen, und sie suchte keuchend Zuflucht in der Stille: Eine weiße Blüte entwand sich einsam dem Stengel, und um ihn rollte sich eine fuchsrote Schlange. Dann, nachdem sie den letzten Stich getan, holte sie das Gewirke aus den Truhen, breitete es aus und wachte die liebe lange Nacht über ihm, und sie wurde blass wie eine unbegossene Pflanze in der Dürre. Der Morgen dämmerte, ich wollte ihr beim Zusammenräumen helfen, doch sie stieß mich mit beiden Händen zurück: sie fürchtete sich wohl vor Unreinheit auch von

meiner Seite. Nicht einmal zum Schlaf ließ sie sich bewegen, sondern spannte mit dem Tageslicht eine neue Leinwand auf.

Daraufhin wurde es schwarz: In der Stadt hatten es selbst die Hunde auf mich abgesehen; im Haus keine Handvoll Mehl; Marija war beunruhigt, ihr ging die Stickware aus. Ich machte mich auf den Weg, ins nächstgelegene Dorf. Die Leute dachten, ich würde betteln, und auf der Stelle wollten sie mich beschenken. »Nicht doch«, sagte ich, »Schwestern, ich bin nicht arm, dass ihr mich beschenkt, aber in jeder Arbeit bin ich bewandert, setzt mich ein, wo eine Kraft Not tut, damit mir euer Stück Brot süß bekommt«. Man nahm mich in Gottes Namen auf und stellte mich ein. Mein flinkes Krempeln und Spinnen gefiel ihnen, denn ich werkte für drei, und die Häuser rissen sich um mich. So ging es den ganzen Tag, und begann es zu dämmern, brach ich auf, nach Haus, nie ließ ich mich zum Übernachten aufhalten. Bis eines Abends aus der Stadt ein Reiter dahergesprengt kam, in dessen Haus ich gedient hatte, ein polternder und barscher Herr, und mich vom Pferd herab fragte: »Los, sag mir, Greisin, wer ist bei dir im Haus, dass du dich in deinem Alter, sobald es Abend wird, in die Stadt mühest? In welcher Not bist du, dass du nicht ein einziges Mal im Dorf nächtigst, wo doch unsere Gasthäuser nicht für das Vieh, sondern für die Menschen geschaffen sind?« Er fragte mich forsch, dass es kein Schweigen und kein Lügen gab. »Ein Mädchen«, sagte ich, »kränkelt bei mir zuhaus, dass es wie eine Pflanze der Pflege bedarf.« Da fuhr er mich an: »Du bist diese Hexe! Mach, dass du fortkommst, solange du noch heil bist, denn werde ich finster, ist es um dich geschehen!«

Daheim stickt Marija im Dunkeln, erkennen lässt sich nicht, ob es Schlangen sind, Skorpione, Pilze oder irgendwelche Schreckgestalten; hie und da nur bricht, wie ein Streif, Heiterkeit durch, ein Lichtstrahl oder ein Büschel Gras. Sie



stickt, doch spitzt sie die Ohren: »Schau, sie lispeln, sie haben sich bis an unsere Tür geschlängelt, sind aus unserm Dach gesprossen!« – »Aber was setzt du sie ins Gestick, Marija!« – »Dass nicht Schrecken mich ergreift, sondern Liebe, Mütterchen!«

Weh mir, als ich sie näher ansehe: der Körper, das Gesicht, ausgezehrt, und die Augen, mein Gott, diese Augen, während sie ganz dahinwelkt, werden diese immer größer. Hier, in der Ecke, kauerte sie. Jenes Lachen schießt immer stärker aus ihr, dass auch mir wird, als betrachte ich sie zum ersten Mal, und Entsetzen packt mich und ich ergreife die Flucht.

Ich fliehe ins dritte Dorf hinter dem Hügel. Erst da frage ich mich: Wovor und weshalb fliehe ich? Sie haben doch das Mädchen gar nicht gesehen, und da sie vom Bösen geschlagen sind, müssen sie sich über jemanden hermachen; aber ich, soll auch ich, die ich von ihr wie mit Wasser und Brot gestärkt bin, mit dem Finger auf sie zeigen und schreien: »Ja, sie ist eine Hexe!« Weh mir, mit welcher Buße soll ich mich brechen!

Da verunstalte ich mein Gesicht, streue Asche auf mein Haupt und begeben mich auf den schmachvollen Bettelgang von Türschwelle zu Türschwelle. »Spendet, Schwestern, im Namen Gottes, sage ich, denn da ist jemand, der in seiner Heiligkeit nicht fähig, für sein Brot zu sorgen! Doch mich, die Verfluchte, beschert mit Hieben, und lasst die Hunde los, dass sie mich zerfetzen!« Man bekreuzigt sich verwundert, geleitet die Beschenkte zum Tor. Da treffe ich auf eine sanfttägige Jungvermählte, die zu mir spricht: »Was du am meisten begehrt«, sagt sie, »das will ich dir schenken!« Dann bricht sie in Tränen aus, und ich mit ihr. »Schau«, sage ich, »nach Barmherzigkeit dürstet mich über alles, und du hast sie mir durch deine Tränen geschenkt, Seelchen!« Sie hüpfte weg, das liebliche

Eichhörnchen, und wieder ist sie da, trägt ein Bündel mit sich: »Ein Stück Tuch, um etwas zu schneiden, Muhme!« Ihre Sanftmut verschlägt mir die Sprache, dass ich die Augen zum Himmelsblau richte und still bete: »Gott, wo bist du in der Höhe, wo in der Tiefe, mit welchen Worten soll ich dir danken! Sieh, der Geschmähten hat sich die Sanftmut offenbart. Dieses Seelchen ist von dir unterrichtet, schenkt mir Tuch für Marija! Ich Glückliche, denn mir ist kundgetan, von welchem Wasser das Mädchen ist.«

Zu Hause verkünde ich von der Schwelle: »Marija, ich habe dir geschenktes Tuch mitgebracht!«

Sie streckt beide Hände entgegen, erhascht es wie eine Hungrige Brot, macht sich in einem Fieberwahn bebend ans Sticken. O Gott, was für ein Entsetzen sticht sie da? Sind es Pilze, welchem Unrat sind sie entsprossen? Sind Augen wohl, die aus ihnen blicken! Gerötet gierige Augen aus einem Tuch! Ich möchte mich verstecken, doch es hilft nichts. Und verkröche ich mich in die Erde, auch dort, scheint mir, durchbohrten sie mich mit Entsetzen. Sie winkt mit der Hand, ich möge zu ihr fliehen. Und schau, bei der Anmutigen werde ich ruhig! Und sie wispert mir zu: »Sie sind in unser Zimmer gekrochen, ich habe zur Sicherheit die Truhen verschlossen, ich bringe sie nun in den Schlaf; schließe die Augen, wenn dir graut!«

Ich schmiege mich an sie, und mit geschlossenen Augen höre ich, wie sie keuchend ringt und wie sie die Nadel schnell, schnell, in furchtbarer Stille, durchzieht. Schlummer überkommt mich, ich sinke in den Schlaf, als plötzlich: frss! Der Spiegel ist geborsten, als ob jemand mit der Rute schräg auf ihn gepeitscht. Blind beinahe, und taub, treibt es mich im Haus umher. Als sich mir bei Tagesanbruch die Finsternis abstreift, sehe ich: Marija verharrt dort, wo sie sich eingefunden, still, ganz weiß geworden, nicht einmal das Gestick fällt

ihr aus der Hand, sie hält es umklammert. Und, o Gott, ich kann es nicht vergessen, weshalb so bleich, und mit aufgerissenen Augen, weshalb lächelt sie das gleiche Lächeln wie jenes erste Mal?

Nach der Geschichte der Greisin  
und meinem Diebstahl der Pantoffeln

Die Greisin wurde auf einmal finster und sie schwieg: sie war sich's reuig, doch zu spät, flinker als ein Vogel ist das Wort, wenn es entfliegt. Zuwider bin ich ihr, sie könnte mich würgen. Doch ich, meiner sicher, ziere mich listig:

»Mütterchen, lass dir die Hand küssen! (Sie reicht sie mir nicht.) Dein Wort ist Labsal für meine Seele, doch lohnen kann ich es dir nicht. Es ziemte sich, dass ich ginge, genug habe ich dich gequält, doch glaube, ich kann nicht, Schlaf überfällt mich, die Seele schläft mir von selber ein. Von selber, Mütterchen!«

Sie glaubt, ich wäre eingeschlafen, doch fürchtet sie sich und harrt und wacht wie eine Bildsäule. Als sie es nach geraumer Zeit leid ist, zieht sie sich auf den Zehenspitzen zurück, schlägt in der Küche ihr Bett auf, legt sich hin. Ich folge mit wachem Ohr bis ins Kleinste: schwerer Schlaf kommt über sie, und rasch stimmen die verstopften Lungen ein greisenhaftes Flötenspiel an: Sie schläft – nun behutsam!

Ich weiß genau, wo sie versteckt sind, die Dunkelheit hindert mich nicht, die ausgestreckte Hand schiebt sich vor, erspürt sie. Hier! Zitterndes Berühren, dann sachttes Herausnehmen: sie liegen in der Hand, reichen von den Fingerspitzen bis zum Gelenk! Um nichts in der Welt, unter keinem Zwang, und koste es das Leben, sich von ihnen trennen!

Sieh, nicht genug mir dies, gewaltsam schwillt die Gier in mir an. Ich weiß genau, was zu tun ist: Mit einem Katzensprung bin ich über der Alten. Geheimes hält man im Busen fest, und die unter der Decke durchgeschlängelte Hand schmiegt sich an, ertastet wieder. Und nicht aus Furcht, sie könnte aufwachen, sondern vor Schauer, ihren schrumpfligen Körper zu berühren, durchtrenne ich mit einem scharfen Messerchen, einem wie auf dem Jahrmarkt, Rock und Hemd der Alten, dass die Schlüssel von selber aus der Hand fallen, und fertig!

Ich will nun erfahren, was mir unaussprechlich schwant, und sollte es mich aus dem Leben werfen. In der Lampe ist noch Öl, und furchterregend schwarz schimmern die Truhen. So erbebt ein Bergmann vor der Wand, wenn er eine Ader aufspürt. In die Obere links führe ich den Schlüssel ein, noch umdrehen, dann öffnen. Doch es verwirrt sich mir die Hand oder der Rost besiegelt das Verriegeln. Hartnäckig spanne ich immer fester, dass mir vor Blut der Schlüssel klebrig wird. Der Hahn der Greisin durchschneidet die Nacht, die Lampe brennt schon aus, das Licht erlöscht, die Finsternis wird dick. Ein letzter Augenblick noch. Ich nehme mich bis ins äußerste Äderchen zusammen, ist es wahr oder trügt der Schein, es knarrt, und der Schlüssel dreht sich. Ich will den Deckel heben, doch er ist nicht zu bewegen, als ob sich eine unverrückbare Last auf ihn gewälzt. O Gott, meine Hände ermaten! Von der Macht des Geheimnisses verschlossen! Von einem Lebenden nicht zu öffnen! Angstschweiß überströmt mich, mit dem Scheitel zerbreche ich die Fensterscheibe.

Ich fliehe, es tagt schon.

In meiner Hand, siehe, die Pantoffeln. Ich verschau mich ins Gestick: Es sind fürwahr drei Blättchen und eine Blume. Von ihnen her also kündigt sich das Tagen so blau und

grün an und duftet! Darf ich es wagen, hier einen Kuss aufzudrücken?

Der Morgen ist kristallen, wohlklingend öffnen sich die Blumen: zum Widerhall eines Namens, der in den Höhen ausgesprochen. Darf ich es wagen, ihn zu erwähnen? Und augenblicklich, in Erwidern des Grußes, schwingt sich mir ein Gedanke auf: Die Stunde naht, in der sich jene zurufen, die einander verpassten, in der sich der Knoten des Leidens, und des Geheimnisses, auflöst!

Ohne den Blick vom Gestick abzuwenden, nähere ich es den Lippen, und rücke es ab. Darf ich es wagen, hier einen Kuss aufzudrücken?

Zuhause entsinne ich mich der verpassten Verlobten, sie ist mir nebelhaft im Gedächtnis, als ob ich sie vor Jahren gesehen, und ich zucke die Achseln. Jemand pocht an die Tür. Ich öffne. Mein Gott, sie! Ohne Vorwurf, sanft, schaut sie mich an. Wie ein Lamm den Schlächter. Ich wende den Kopf zur Seite, es tut mir weh, sie so zu sehen. Sie droht mir schelmisch mit dem Finger, mit Entsetzen errate ich ihren Gedanken: Ich weiß, du willst böse Spuren verwischen, eine Gabe hast du mir mitgebracht, eine gestickte Gabe für die Braut. Mein innigster Wunsch, Liebster! Wohlan, zaudere nicht, zeig her! Oder nein, zur größeren Freude will ich sie selber finden! Und neckisch macht sie sich auf die Suche. Unfähig, sie abzuhalten, wird mir dunkel und trübe vor den Augen. Nur eines weiß ich deutlich, als durchzucke ein Blitz die Dunkelheit: Arglos hat sie sich eingemischt, die Unglückliche, sie wird zugrunde gehen! Und obwohl vor dem Auge geschickt verborgen, sie findet sie und jauchzt, und drückt ihnen Küsse auf, sie zieht sie sich über und tanzt und dreht sich.

Was sich weiter zutrug, lässt sich kaum in Worte fassen. Irgendein leerer Halbschlaf, wo wenig und auch dies undeut-

lich geschieht. Man fragte mich irgendwelche Dummheiten, und ich spuckte ihnen ins Gesicht. Und dass ich liege, bedeutet, dass ich krank bin, obwohl ich keine Schmerzen habe. Das Wichtigste ist, dass man unverwandt auf einen Fleck an der Decke starrt. Um mich zu versichern, frage ich: »Ist es richtig so?« – »Vollkommen, wie nach dem Schnürchen!«

Doch es ist, als hätte jemand das Fenster geöffnet, damit der Duft von außen eindringt. Was also draußen, ist vergessen. So ist es denn gleichwohl nicht richtig, denn die drei Blättchen und die Blume sind in meinem eigenen Zimmer und ich in einem fremden! Das kann nicht sein, das ist nicht richtig! Etwas muss in Ordnung gebracht werden. Nach und nach nehme ich die abgerissenen Fäden wieder auf und ich breche in Tränen aus. Alle freuen sich: »Sehr gut, sagen sie, dass du weinst!« – »Sei's, wie's ist, das ist nicht eure Sorge! Doch weicht von meinen Augen, denn ihr seid einfältig wie ungesalz'ne Speise!« – »Ausgezeichnet«, krähen sie, und berufen einen Rat ein und entscheiden, dass ich nicht mehr krank sei, und, leb wohl.

Jetzt, als ich dies aufzeichne, weiß ich: Dort, wo ich lag, ist ein Irrenhaus. Denn alle scheuen sich vor mir, und auch die nächsten Bekannten werden meiner nicht froh, und um nichts in der Welt wollen sie auf meine Frage antworten, geben vor, von nichts zu wissen. Das genügt mir. Und wen auch immer ich frage: »Wohin ist meine Verlobte gekommen?«, antwortet man mir: »Abgereist«. Ich weiß, wohin sie abgereist ist. Und ich beginne sie zu suchen: Nach einigem Irren finde ich auf dem Friedhof tatsächlich das Kreuz mit ihrem Namen. Hier ist sie also, und hier sind gewiss auch die Pantoffeln, denn sie passten vorzüglich an ihren Fuß. Sehr gut, alles ist in Ordnung, noch etwas, dann ist Ruhe. Ich gehe dort hin, und tatsächlich, wo das Haus stand, ist eine Brandstätte.

Man sagt mir: »Alles aus Unachtsamkeit, es hat sich so zuge-  
tragen: Auf dem Herd musste Feuer sein, und dicht daneben  
der Spinnrocken, und die Greisin eingeschlafen; da sprang ein  
Funke in den Rocken und das Unglück war da! Alles aus  
Unachtsamkeit also!« Ich lache auf. Sie sehen, es geht nicht  
mit rechten Dingen zu, und sie entfernen sich, einer nach dem  
andern, und ich bleibe auf der Brandstätte allein zurück.

Wie ich nun dies zu Ende bringe, habe ich hier unten  
nichts mehr zu verrichten, und langhin ist mir, und meine  
einzige Zerstreung ist, ein Wort zu suchen, das den Tod her-  
beizurufen vermag, denn ich hab's eilig, und er kommt nicht.

Zuerst erschienen in Momčilo Nastasijević, *Sind Flügel wohl ...*,

Gedichte und Prosa, 2013 im Leipziger Literaturverlag.

Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Herausgebers und Übersetzers

BETTY KOLODZY

Mummenschanz

Die Brandfläche ist unübersehbar. Konkav schlummert sie in den Dielen, fast schwarz ihr Körper, der sich embryogleich ins Holz einschrieb. Streiche ich mit meinem Finger über die Fläche, fühlt sie sich glatt an. Als hätte jemand mit Schmirgelpapier versucht, sie zu entfernen, und wäre dabei immer tiefer ins Unterholz gedrungen; in das Zwischenreich der Balkendecke, in den Hohlraum, in den vielleicht eine übermütige Garnrolle sich stürzte oder ein Fingerhut, dessen Spitze nun eine kleine Delle hat.

Das Bügeleisen muss ihm aus der Hand gefallen sein. Wo war der Schneider mit seinen Gedanken, oder hatte er es absichtlich fallen lassen? Wurde er überrascht von einer Nachricht, die ihm ein Bote auf schnellstem Wege überbringen wollte? Die jäh aufgerissene Tür – das Kind vielleicht, dessen Familie das Zimmer nebenan bewohnte.

War jemandem das Hemd eingerissen, der Kragen geplatzt, oder hatte der Schneider einen Blick aus dem Fenster geworfen? Ganz gegen seine Gewohnheit einmal kurz hinausgelugt? Und plötzlich tauchte da eine Gewissheit auf und das Metall des Bügeleisens wog auf einmal so schwer, dass sich sein Handgriff lockerte, ohne dass es der Schneider bemerkte. Oder wurde leicht wie ein Sperling. Dem Bügeleisen wuchsen Flügel ... Der Schneider, immer noch wie betäubt, öffnete seine Finger mechanisch.

Was ich sicher weiß, ist, dass er beim Nähen immer auf seinem Tisch saß. Und zwar im Schneidersitz. Kein Om, kein Yoga. Der Schneider ging seiner Arbeit nach, umgeben von Stoffresten, defekten Kleidungsstücken, einem hölzernen, nach beiden Seiten aufklappbaren Nähkasten voller Nadeln und Zwirn. Genau genommen: nach Farben sortierte Garnrollen von Kalk- über Wollweiß, Zitronenfalter- bis Dottergelb, Schlüsselblumen-, Enzian-, Tiefseeblau, Alabaster, Karmin, Purpur, sich von hell nach dunkel auffächernd. Unzählig viele Garnrollen – eine Heidenarbeit muss es gewesen sein, diese Ordnung herzustellen! Außerdem Reißverschlüsse, Haken und Ösen, weiße Schneiderkreide, diverse Scheren, (Doppel-)Knöpfe und ein kariertes Nadelkissen. Alles fein säuberlich voneinander getrennt.

12,5 Quadratmeter misst das Zimmer mit seinen in zwei Richtungen verlaufenden Dielen. Genau an der Brandfärbung berühren sie sich, eine Schnittstelle dort, wo helleres Holz verlegt worden war, und zwar parallel zur Straße.

Ein Rundbogen führt in den Alkoven, in dem der Schneider auf seiner Pritsche schlief.

Ich liege auf der Lauer, versuche, mich zu konzentrieren auf eine Vergangenheit, die ich nicht kennen kann. Nur nicht allzu viel erhoffen. Am besten gar nichts, denn wie schnell fügt sich das Außerplanmäßige ins Leben ein, wird der Bruch zur Blindnaht.

Schon wummert Motorengeheul durch meinen Brustkorb. Ein Autoposer: Bunt leuchtet sein Hawaii-Masken-Hemd durch die Scheiben. Die Südmänner tragen Leiberl wie Meister Böck. Auf den Ladeflächen ihrer Pick-ups liegen Bären-, Hirsch- und Luchsfelle für die Anfertigung von Wintermasken.

*Die Maske (le masque, la mascarilla ... ) ist eine seit Anfang der 2020er Jahre weit verbreitete Gesichtsbedeckung. Ihr Aufstieg vom modischen Accessoire zum Basic verlief rasant, ihren gesellschaftlichen Erfolg verdankte die Maske einer gesetzlichen Kleider(ver)ordnung, die zur Produktion unterschiedlich gearteter Modelle führte. Endlich war die Identität aufgehoben! Ein Gefühl von Freiheit wuchs mit jedem Zugewinn an Stoff, mit jedem maskierten Meter im öffentlichen Raum, der nun mithilfe von Abstandsregeln definiert wurde. Einer durch die vermeintliche Anonymität ausgelösten Risikobereitschaft der Bevölkerung konnte mittels staatlicher Digitalprotektoren vorgebeugt werden. Die Erwerbstätigkeit rückte in den häuslichen Bereich, kulturelle Relikte aus den 1960er Jahren wie das Autokino erfreuten sich hoher Beliebtheit. Ebenso das hobbymäßige Nähen von Masken.*

Im Gleichtakt bewegt sich das gusseiserne Trittbrett auf und ab. Die Füße des Schneiders in grauem Filz. Kein Rattern, kein Schnarren. Nur ab und zu das leise Quietschen der ungeölte Mechanik.

Der Schneider ist in seine Arbeit versunken, ich wage kaum, ihn anzusprechen. Halte stattdessen die Luft an. Staune, dass er den Pyjama meines Großvaters flickt. Der Pyjama wurde jahrzehntelang getragen, dieser smaragdgrün-silber gemusterte, bis er an manchen Stellen verschliss, wie auch der dunkelrote mit den feinen schwarz-hellgrauen Linien. Einst hatte ich die Schlafanzüge im Schrank meiner Großmutter entdeckt. Umschlungen von hauchdünnem Papier, als handelte es sich um seltene Kostbarkeiten. Auch Hüte schlummerten in jenem Schrank, der nach Holz roch und nach all der Zeit immer noch Ewigkeit verströmte. Und genau dafür waren die Pyjamas auch genäht worden: nicht für den

Schleudergang in der Trommel bei 1800 Umdrehungen pro Minute.

Der Smaragdgrüne sah wirklich edel aus. Ein Pyjama für die Oper. Ich aber trug ihn daheim. Weil ich meinen Großvater nie kennengelernt hatte, verband mich mit ihm nur ein vages Gefühl, mit seinem Kleidungsstück eine abstrakte Erinnerung.

»Jetzt sind Sie wieder stadtfrein!« Der Schneider zeigt mir den reparierten Pyjama. »Ich hatte zum Glück noch einen Rest des Stoffs. Den konnte ich hinterlegen.« Er wendet das Innere des Pyjamas nach außen, sodass ich einen Blick auf sein Werk werfen kann.

»Am besten immer von Hand waschen. Lange einweichen – und bloß nicht in die Maschine!« Ein wissendes Lächeln umspielt sein Gesicht.

Ich will ihn fragen, wieso er damals das Bügeleisen losließ und was es mit dem Bären auf sich hatte: einem mit Holzwolle gefüllten Stofftier, dessen Blick aus schwarzen Rundknöpfen mitten ins Herz des kindlichen Betrachters zielte.

Als könne er meine Gedanken lesen, zieht der Schneider ein Foto aus seiner Brieftasche. Dass der Bär fliegen kann, weiß nur der Junge auf dem Foto. In seinen Träumen flog Max durch das geöffnete Fenster. Wonach er suchte, verriet er niemandem. Nur dem Jungen vertraute er sich manchmal an. Oder der Junge dem Bären Max ...

»Erinnern Sie sich noch an den Bären?«

Mir wäre lieber, ich könnte den Schneider wegschnippen, einfach so im Handumdrehen.

Seine Frage ignorierend, starte ich einen Versuch: »Das Bügeleisen. Wie entstand das Brandloch?«

Was fragst du. Unbeholfen. Aufdringlich.

Ich schöpfe Hoffnung, als der Schneider von seiner Nähmaschine aufsteht und ans Fenster tritt. Die Hände hinter dem Rücken verschränkt, wippt er langsam mit den Zehenspitzen auf und ab.

Schließlich seine sanfte Stimme. Er scheint die Worte während des Nachdenkens zu formulieren, so wandern sie auch durch den Raum: einzelne Buchstaben, bis hin zur Brandfläche.

»Der Versuch, jemandem etwas auf den Leib zu schneiden, gerät manchmal ins Wanken. Du nimmst Maß ... Allein dies ein Vorgang beidseitigen Vertrauens. Niemand könnte in dieser Lage etwas von sich verbergen. Schon der Versuch, sich zu verstellen, wäre an der geschneiderten Kleidung ablesbar und hätte schwerwiegende Folgen, sowohl für die Trägerin als auch für den Schneider.«

Er löst seine Hände aus ihrer Verschränkung, trommelt nun leise mit den Fingern gegen das Fensterbrett.

Landregen.

In gleichmäßigem Rhythmus benetzen die Tropfen das Kopfsteinpflaster. Beinahe schüchtern, während der Duft frischer Erde die Stadt erfüllt.

Aufatmen.

Das Vorangegangene wie weggewischt.

Doch dies erst nach dem Regen. Momentan befinden wir uns noch in der Geschichte, die vielleicht meine ist. Und ich glaube zu verstehen, während der Bär von außen auf die verregnete Scheibe blickt, die der Schneider für die Anprobe hinter einem selbst genähtem Vorhang verbarg.

*Als letzter Schrei wurde die Nachfrage nach weiterer Maskierung bezeichnet. Durch die fortschreitende Gewöhnung an*

*Masken fühlten sich weite Bevölkerungsteile ohne Gesichtsbdeckung schutzlos. Damit einher ging der Ruf (Schrei) nach mehr: Die Masken wurden größer, das sogenannte »Gsichterl« wurde zur Halb- bzw. Ganzkörpermaske. Dies führte dazu, dass die Menschen auch von sich selbst Abstand nahmen, sich nicht mehr der (Welt-)Gesellschaft zugehörig fühlten und somit jeglicher Verantwortung (später auch ihrer Rechte) enthoben.*

*Der persönliche Dialog verschwand, die Abstandsregeln verhinderten Kontakte, Gespräche reduzierten sich auf Themen wie das Konsumieren (bzw. Nichtkonsumieren) überflüssiger Waren. Emotionen ließen sich mit zwei Metern Abstand kaum ausdrücken.*

*Die Bevölkerung verbarg sich hinter ihrer Maskenkleidung, bewegte sich in reduzierten Radien, informierte sich über Kurzmeldungen im Internet. Aufgrund des maskenbedingten Sauerstoffmangels sanken Konzentrationsfähigkeit, Neugierde und Empathie. Schweigen wurde zu einem wesentlichen Gesellschaftsmerkmal, das kulturelle Leben verschwand, ebenso wie politische Nachrichten. Das Wort »Mummenschanz« gewann eine neue Bedeutung.*

Wer lebte da, Tür an Tür, in einer Gemeinschaftswohnung?  
Inwieweit gab es Berührungspunkte zwischen den einzelnen Mietparteien?

Wer war mit wem (unwissentlich) verwandt?

*Maikäfer flieg!*

Wie viele Kinder warteten auf ihre Väter – vielleicht ihr Leben lang?

Das alles will ich den Schneider fragen, doch er erzählt mir von »Knuddys«: Trost spendenden Kissenpuppen für

Kinder, mit dem Konterfei ihrer Väter, die sich im Auslandseinsatz befinden. Von Teddys in Flecktarn-Uniform.

Der Krieg scheint weit weg.

Dann taucht eine Zugfahrt vor zwei Jahren auf: in meinem Abteil eine syrische Künstlerin und ein deutscher Soldat, der in Afghanistan stationiert war.

Irgendjemand muss den Anfang gemacht haben.

Der Soldat erzählte von seiner Tochter und seiner Frau, die er im Urlaub endlich wiedergesehen hatte. Er zeigte uns fröhliche Fotos.

Wie mag so ein Leben sich anfühlen?

Dass es sein Job sei, sagte der Soldat mit einem Lächeln. Dass das Leben ungewiss sei. Jeder Abschied von seiner Familie könnte die letzte Begegnung sein.

»I'm a soldier.«

Ich erzählte von einem Freund, der drei Tage vor unserem geplanten Treffen hier in Frankfurt an einer plötzlichen Krankheit verstorben war.

»Er wurde vierzig Jahre alt. Eigentlich wollten wir uns kurz vor meiner Abfahrt am Hauptbahnhof auf einen Kaffee treffen.«

»Wir haben unser Schicksal nicht in der Hand«, sagte die Künstlerin leise.

Wen mag sie verloren haben? Oder zurückgelassen, in einem nie enden wollenden Krieg.

»Ich sah meinen Freund sterben.«

Die Stimme des Soldaten wie aus einem Film.

»Wir waren im Konvoi unterwegs, gerieten in einen Hinterhalt. Eine Granate zerriss sein Fahrzeug ... Seine letzten Worte waren: »Jetzt werde ich mit Odin Met trinken.««

Es ist still im Zug.



Draußen fliegen Orte vorbei.  
Häuser, in denen Menschen leben.

»Wir begegneten uns in der alten Zeit,« sage ich dem Schneider. »Glauben Sie, dass solch ein Gespräch mit Masken ähnlich verlaufen wäre?«

Er hatte schweigend zugehört. Hatte ab und zu genickt, sonst aber keine Miene verzogen.

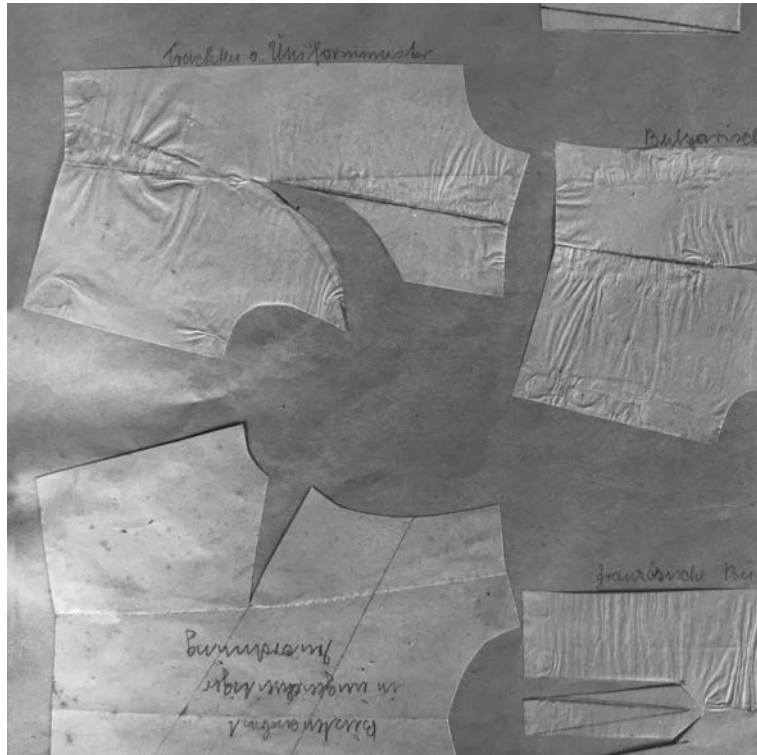
»Sie werden die Zukunft verändern und somit alles, was zurückliegt«, sagt der Schneider nun. »Masken sind die Leiberl der Gegenwart. Nutzen Sie Ihre Chance: Erfinden Sie sich neu!«

Benommen trete ich ans Fenster. Der Blick in die Vergangenheit lässt mich ein wenig taumeln. Ich versuche, durch Regenrinnsale Konturen zu erkennen, schneidere mir die »neue Normalität« aus dem vorhandenen Stoff. Und frage mich, wie ich da hineinpassen soll.

Unten an der Kreuzung wartet der Autoposer im Hirsch-Masken-Anzug. Er hupt drei Mal wie zum Abschied. Als die Ampel auf Rot schaltet, braust er winkend davon.



Meine Großmutter hat mir nur einmal etwas genäht: ein ärmelloses hellblaues Abendkleid mit leicht ausgestelltem Rock. Den Schnitt hatte sie aus dem Gedächtnis gefertigt, weil sie zu weit entfernt wohnte, um an mir Maß zu nehmen. Sie schickte das Kleid per Post und nachdem ich es angezogen hatte, betrachtete ich mich im Spiegel: Vorne, wo der geraffte Ausschnitt überhing, hätte noch ein ganzes Kissen Platz gehabt. Meine Großmutter besaß einen beeindruckenden Busen, an den sie uns gerne drückte, wenn sie zu Besuch kam. Da wächst du hinein, sagte meine Großmutter durchs Telefon.



Das erste Ballkleid meiner anderen Großmutter bestand aus einer umgenähten Gardine. Nach dem Krieg, sagte die andere Großmutter, mussten wir erfinderisch sein. Sie hat nie auf einem Acker arbeiten müssen. Vor dem Krieg wohnte sie in einem großen Haus nahe Danzig und hatte ein Dienstmädchen, das sich immer aus dem Fenster streckte und rief: Der Herr kommt!, wenn mein Großvater vom Gericht nach Hause eilte. Nach dem Krieg machte sie großen Staat in ihrer umgenähten Gardine. Alle rätselten, woher sie das tolle Abendkleid hatte. Sie saß stets kerzengerade. Bis ins hohe Alter trug sie cremefarbene Kostüme, Perlenohrringe und eine Brosche. Als meine Tante ihr einmal vorschlug, doch entspannt im Bademantel zu frühstücken, schlug sie vor Entsetzen die Hände vor dem Gesicht zusammen.



5

Als meine Mutter meinen Vater zum ersten Mal sah, trug er einen knöchellangen Hermelinmantel mit dem Pelz nach innen und einen Seidenschal, was meine Mutter affig fand. Guck mal, der affige Typ, sagte sie zu ihrer Freundin. Sie saßen im Frühstücksraum eines Hotels, meine Mutter trug Wildlederstiefel und ein Blumenkleid sowie eine ausgeleierte Lederjacke mit Fransen. Mein Vater hielt sie für ein verlottertes Hippie-Mädchen, nahm sie aber trotzdem im Auto mit. Ihre Hände berührten sich und es war ein wenig wie auf diesem berühmten Gemälde an der Decke der Sixtinischen Kapelle. Allerdings erschuf in diesem Fall nicht einer den anderen, sondern sie erschufen zusammen etwas Neues.

6

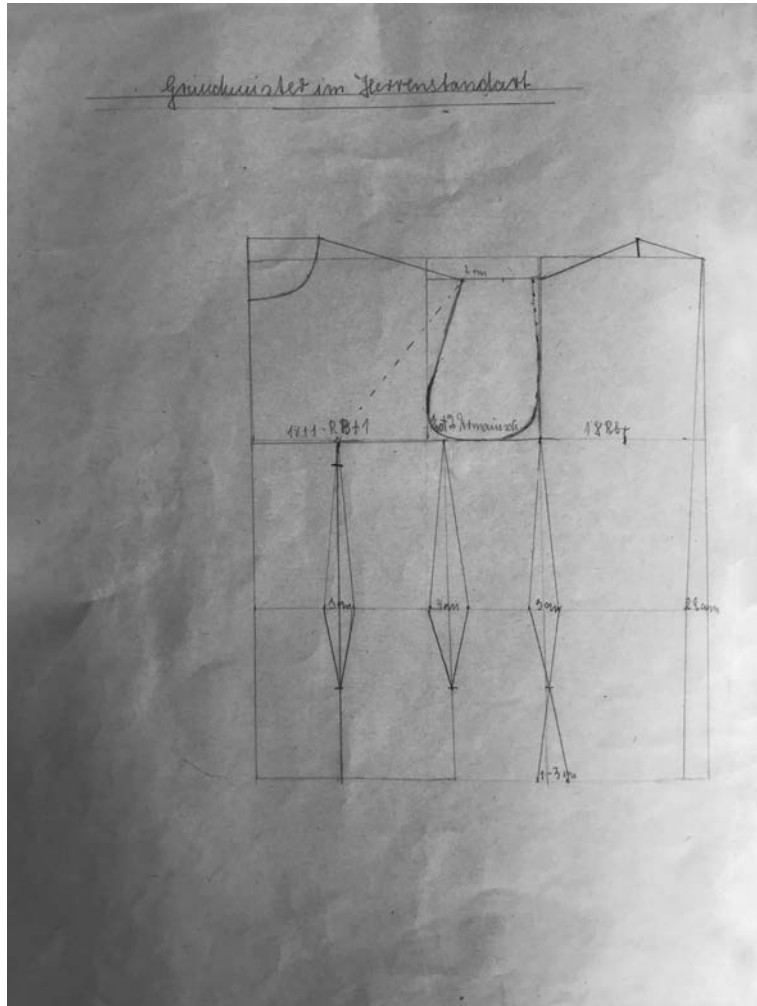
Als ich ein Baby war, wickelte meine Mutter mich immer in eine graue Kaschmirstrickjacke. Sie muss flauschig und warm gewesen sein, denke ich, und noch heute berühre ich gerne Kaschmirpullover, auch wenn ich sie mir nicht leisten kann. Der einzige Kaschmirpullover, den ich mir einmal im Sonderangebot kaufte, wurde wenig später von Motten zerfressen. Genauso wie der Nerzmantel meiner zweiten Großmutter, den sie mir vererbt hatte und der schwer auf meinen Schultern lastete. Ich ließ ihn im Schrank hängen, und als ich ihn einmal herausholen wollte, rieselte er zwischen meinen Fingern hindurch.

51

Als meine Tante aus Paris zu Besuch kam, schenkte sie uns Schildmützen im Stil von Mao, die sie von ihrer China-Reise mitgebracht hatte. Ich mochte die Kappe wegen ihres schönen roten Plastiksterns, der vorne aufgenäht war, aber in der katholisch geprägten Grundschule unseres Dorfes kam sie nicht gut an. Es wurde über uns gesprochen, da meine Eltern weder den örtlichen Vereinen angehörten noch in die Kirche gingen. Außerdem trug mein Vater jahrelang – auch im Hochsommer – wegen seiner chronischen Nebenhöhlenentzündung eine gestrickte Mütze aus heller Alpakawolle, was mich häufig in Erklärungsnot brachte. Seid ihr eigentlich Juden, fragte mich einmal ein Nachbarjunge. Kurz war ich versuchte, zu bejahen. Auch er war sichtlich enttäuscht, als ich verneinte.

Zur Einschulung nähte meine Mutter mir ein braunes Baumwollkleid, dessen Mieder sie mit Blumen und Ornamenten bestickte. Ich erntete Hohn und Spott dafür, denn alle anderen Kinder trugen bunte Leggins und T-Shirts mit Serienhelden oder Comicfiguren. Mein Übergang zum Gymnasium erfolgte in rosa Wildlederschuh und einem pinkfarbenen Sweater der eine Schar auffliegender Gänse zeigte. Danach folgte eine kurze Hip-Hop-Episode in Turnschuhen, die Punk-Phase mit zerlöchernten Netzberteilen, Armeehosen, Doc Martens mit Stahlkappen und einer Kette aus Kronkorken. Den Abiturball bestritt ich schließlich in einem orange-pink gemusterten Strandkleid und einer riesigen bunten Kunstblume im Haar. Fast alle anderen Mädchen hatten das kleine Schwarze





gewählt. Das kleine Schwarze war für mich tabu. Es führte direkt zu einem BWL-Studium und Stehempfangen mit Häppchen und nicht zu Love & Peace. Selbst die alte Armeehose von früher hätte ich lieber angezogen als das kleine Schwarze. Das kleine Schwarze habe ich auch bis heute nie angezogen.

9

Noch später besuchte ich einen Nähkurs und nähte mir selbst einen Rock. Das Auftragen des Schnitts mit Schneiderkreide und das Geräusch der Schere, wie sie den Stoff zerteilte, erfüllten mich mit einem inneren Frieden. Ringsum die Gespräche der anderen Frauen, dazwischen die grauhaarige Kursleiterin mit den Stecknadeln im Mund. Als ich meinen ersten selbst genähten Rock anzog, sah ich auf einmal meine vor Jahren verstorbene Großmutter. Sie legte mir den Arm um die Schultern, nachdem sie die schon gebügelte Naht des Unterrocks geprüft hatte. Ich bin stolz auf dich, sagte sie und lächelte mit ihren klarblauen Augen.

Zuerst erschienen in *Woher nehmen sie die Frechheit, meine*

*Handtasche zu öffnen*, 2015 im Poetenladen Verlag.

Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlags und der Autorin

PETER WATERHOUSE

Gemeinschaft der Sterne

Spaziergang heißt: Der Himmel zieht Schuhe an, und  
Größere Verschiebungen gehen vor. Man setzt ja einen Stern  
in Gedanken

die Bäume könnten beste Antwort geben, das Wasser  
ist auch eine Straße, im Marienkäferauge  
blitzt etwas sehr Persönliches auf, der Fußgänger  
ist wohl ein vertikal gestreckter Sessel. Der Wald  
hat dicke Beine. Wir verlieren uns aus den Augen  
und waren uns nie näher. Das ist zumindest eine Springmaus  
die ich meine. Wenn die Sterne eine Familie bilden  
beiläufig geben sie einen Namen. Man ist des Sterns  
ein getaufter Schuh, oder man bindet einem Stern das  
Schuhband, einem Kopf

setzt man den passenden Hut auf. Der Hut ist bald  
der Hut noch immer, aber es gehen große Verschiebungen  
vor.

Die Nacht ist ein Hut für den Tag. Die Sonne geht auf  
über einem kahlen Kopf. Man muß doch die Springmaus sein  
um in Gemeinschaft zu bleiben. Man küßt sich mit guter  
Zunge, aber

Die Zunge ist kurz. Alles reicht bis zur Sonne und  
wird geschoben ins verlorene Auge. Was wir nicht sind  
als Gras

das ist das Gras. Was wir nicht sind als Apfelbaum  
hat diesen Namen. Quasi das Obst  
sieht man uns an. Quasi auf halben Pferden  
sind die Oberkörper Reiter. Die Hosentasche ist auch  
ein Nachthimmel.

Unverwechselbar ist das schöne Auge oder der Tag  
oder das Feuer oder der quietschende Schuh oder die Maus  
als getaufte. Hier geht es uns gut als hutlos bei Nacht.

Aus dem Buch *Passim*, 1986 erschienen im Rowohlt Verlag.

Mit freundlicher Genehmigung des Autors



## Impressum

Dieses Buch erscheint als Ergänzung zur Ausstellung Reinhold Engberding »VEST oder Der Himmel ist meine Hose«, 2020	Reinhold Engberding	Texte von Betty Kolodzy, geb. 1963, lebt in Bremen ( <a href="https://de.wikipedia.org/wiki/Betty_Kolodzy">https://de.wikipedia.org/wiki/Betty_Kolodzy</a> )	Fotonachweis Bildteil: Alexander Balling (S. 52), Fred Dott (Umschlag, S. 2/3, 6–15), Reinhold Engberding (S. 4/5, 16, 17, 32–35, 48/49, 50/51, 53–55, 62–64), Peter Nikolaus Heikenwälder (S. 23 unten, 24/25), Vincent Horn (S. 26/27), Paul Kottmann (S. 18–21, 22, 23 oben), Tim Kubach (S. 36–47), Richard Serrano (S. 28–32), Kevin Todora (S. 1, 56–61)
mit Gastbeiträgen von Gerhard Lang, Peter Nikolaus Heikenwälder und Axel Loytved (16.03.) 07.05. – 21.06.2020 in der Freien Akademie der Künste in Hamburg	Erschienen im Textem Verlag, Hamburg 2020	Marie T. Martin, geb. 1982, lebt in Köln und Freiburg ( <a href="https://de.wikipedia.org/wiki/Marie_T._Martin">https://de.wikipedia.org/wiki/Marie_T._Martin</a> )	Fotonachweis Textteil: Reinhold Engberding (S. 46–54)
Erschienen im Textem Verlag, Hamburg 2020	Herausgeberin: Freie Akademie der Künste in Hamburg	Momčilo Nastasijević, geb. 1894, gestorben 1938, serbischer Lyriker ( <a href="https://de.wikipedia.org/wiki/Momčilo_Nastasijević">https://de.wikipedia.org/wiki/Momčilo_Nastasijević</a> )	Umschlagabbildung: <i>Tästand und tänzelnd nach oben (to Michael and Bill II)</i> , 2019
Lektorat: Textem	Gestaltung: Christoph Steinegger / Interkool	Übersetzung durch Robert Hodel, geb. 1959, lebt in Quickborn ( <a href="https://de.wikipedia.org/wiki/Robert_Hodel">https://de.wikipedia.org/wiki/Robert_Hodel</a> )	Innenseite Schutzumschlag: Textile Fundstücke auf den Straßen von Dallas/TX, 2015, Fotos R.E.
Druck: Memminger MedienCentrum		Holger B. Nidden-Grien, arbeitet seit geraumer Zeit mit Reinhold Engberding zusammen ( <a href="https://de.wikipedia.org/wiki/Reinhold_Engberding">https://de.wikipedia.org/wiki/Reinhold_Engberding</a> )	© 2020 Künstler und Autoren, alle Rechte vorbehalten Künstler
		Peter Waterhouse, geb. 1956 in Berlin, lebt in Wien ( <a href="https://de.wikipedia.org/wiki/Peter_Waterhouse">https://de.wikipedia.org/wiki/Peter_Waterhouse</a> )	ISBN 978-3-86485-251-0
			Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind über <a href="http://dnb.d-nb.de">http://dnb.d-nb.de</a> abrufbar.





## Werkliste

<i>Dallas Hosenskopf I</i> , 2011	Getragene Herrenhose, mit Zellstoff gefüllt, gebunden und geknotet, mit Stecknadeln bearbeitet, Schleife; ca. 80 × 25 × 20 cm (S. 47 links)			
<i>Dallas Hosenskopf II</i> , 2011	getragene Herrenhose, mit Zellstoff gefüllt, gebunden und geknotet, mit Stecknadeln bearbeitet, Schleife; ca. 75 × 20 × 20 cm (S. 47 rechts)			
<i>SUDARIUM</i> , 2013	Installation bestehend aus 144 Tuschemalereien auf Baumwolle, aus der Serie »Is that my son? – Mugsbot/Cotton«; jedes Teil ca. 90 × 60 cm – Installation Tübingen (S. 26/27), Installation Dallas/TX, (S. 30/31), Detail (S. 28/29)			
<i>Death ain't dead, ain't it</i> , 2014	Installation aus Photos von Kerzen, Körperhaltung des Modells folgt dem Winkeralphabet; 24 Photos je ca. 18 × 13 cm (S. 62); alle dazu notwendigen Zeichen (S. 63)			
<i>Wiege Waage wie schwer</i> , 2014	Alle Teile von 5 alten weißen Herrenhemden neu zusammengesetzt, Draht; ca. 320 × 100 × 100 cm (S. 3, 6/7); Detail von oben gesehen (S. 48/49)			
<i>Going-over</i> , 2015	Alte Froteeutücher zu einem Gewand vernäht, installiert mit zwei Spiegeln 2016; ca. 200 × 80 × 40 cm, hier Ausschnitt (S. 32); getragen vom Kollegen Jan Holger Maus in seinem Netzbikini 2015 (S. 33)			
<i>O.T. (3_33_2 – Jan Holger Mausens Tanzkleid)</i> , 2015	Baumwolle, gehäkelt; getragen vom Kollegen Jan Holger Maus in seinem Netzbikini 2015, danach mit Schellack, Leim, Wachs, Pigment in die endgültige Form gebracht; endgültige Form ca. 200 × 50 × 40 cm (S. 34)			
<i>O.T. (4_3_3_2 plus Fühlen)</i> , 2015	Baumwolle, gehäkelt; getragen vom Kollegen Jan Holger Maus in seinem Netzbikini 2015			
<i>One Month in Dallas</i> , 2015	Auf den Straßen von Dallas, gefundene Kleidungsstücke, gerollt, gewickelt, geklebt, gesteckt, Ausdehnung variabel, 34 Teile je 10 – 22 cm (S. 36/37), Detail (S. 42/43)			
<i>Cope I</i> , 2015	Teile einer Dallas High School Big Band-Uniform, Innenseite, Plastikfolie, Leim, Schmuckband, Nägel, Push Pins; ca. 150 × 150 × 10 cm (S. 58)			
<i>Cope II</i> , 2015	Teile einer Dallas High School Big Band-Uniform, Innenseite, Plastikfolie, Leim, Schmuckband, Nägel, Push Pins; ca. 230 × 200 × 10 cm (S. 61)			
<i>Cope III</i> , 2015	Teile einer Dallas High School Big Band-Uniform,			
<i>Blue Mandorla/Monstrance</i> , 2015	Teile einer Dallas High School Big Band-Uniform, Innenseite, Faden, Push Pins; ca. 150 × 120 × 20 cm (S. 57)			
<i>Dallas Encounter II (Dear Sir, scream.)</i> , 2015	Teile einer Dallas High School Big Band-Uniform, Innenseite, goldene Kordel, Push Pins, aufgeblasene Kondome, Stickerei in blauen Farben; Text: Holger B. Nidden-Grien; gesamt ca. 300 × 180 × 22 cm (S. 1 und S. 56)			
<i>Angel's Tongue 1, II, III</i> , 2015	Schmuckbänder einer Dallas High School Big Band-Uniform, enknötet; je ca. 230 × 10 × 5 cm (S. 56/57)			
<i>Fitting 69</i> , 2015	Je 12 weiße Herrenhemden aus New York City und aus Herren/Westalen, vernäht, PVC-Rohre DN 40, Kordel; ohne Fäden ca. 200 × 600 × 300 cm (S. 38/39, 40/41)			
<i>Dear boy, won't you come home with me</i> , 2015	Altes Herrentaschentuch, Stickerei, Wasserglas, Pappe, ca. 20 × 25 × 25 cm; hier erste Fassung (S. 64)			
<i>Als Hemd war ich schon in New York</i> , 2015	Getragenes Herrenhemd, gefüllt, genäht, Holzspieße und -platte, Wachs, Schellack; ca. 30 × 20 × 20 cm (S. 44/45)			